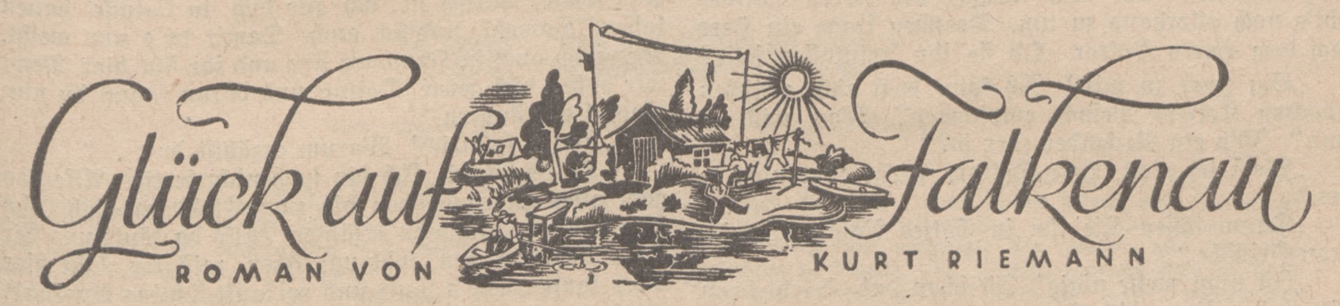
14. September 1935 — Beilage zum Posener Tageblatt — Nummer 211

In freier Stunde



(21. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

„Fräulein Doktor Ohlsen . . . wird wohl die Gelegenheit benutzen, nach Berlin zurückzukehren!" sagt Heinz seinen Freunden. Sie sehen ihn entsetzt an. Er sieht zerbrochen aus. „Vater Heinrich . . . oder Thiele . . . ihr kümmert euch mal drum . . . ich bin jetzt etwas . . . schachmatt. Wir fahren morgen in aller Frühe!"

Er geht ins Blockhaus. Die Freunde stehen verstört herum. Da hören sie einen kleinen, winzigen Schrei. Wie ein getroffener Vogel schreit, ehe er zu Boden flattert. Dann sehen sie das Mädchen zusammenbrechen, das alles Unheil mit sich brachte.

Monika bemüht sich um die Ohnmächtige, aber die schlägt die Augen nicht wieder auf.

„Vater Heinrich!" bittet sie hilfesuchend.

Der tritt heran und sieht auf Annemarie.

„Nichts Ernstes. Ein wenig viel für sie auf einmal. In einer Stunde ist sie wieder mobil."

„Vater Heinrich . . . ihr habt ihr vielleicht unrecht getan. Ich kann's nicht beweisen, aber ich fühle es. Annemarie Ohlsen ist meine Freundin, ich kenne sie seit fünf Jahren. Muß man alles nach diesen paar Tagen beurteilen?"

„Die Liebe eines Mannes kann man nicht mit dem Verstand erringen. Da müssen wir abwarten, mein Kind."

„Ich nehme Fräulein Ohlsen mit!" ordnet Korff an. Da treten alle zur Seite. Niemand rührt sich.

„Bitte!" sagt Vater Heinrich und gibt den Weg frei. Korff will sie aufheben, seine beiden Leute springen ihm zu Hilfe. Da tritt Thiele Hartmann dazwischen, nimmt das Mädchen auf beide Arme, und geht dem Boot zu.

„Weg da! Der Doktor hat's gesagt!"

Schweigend sehen alle zu, wie er voranschreitet, Korff mit den beiden Leuten hinterher.

„Monika . . . es ist deine Freundin!" meint Vater Heinrich nach einer Weile. Aber Monika schüttelt den Kopf.

„Sie tut mir bitter, bitter leid. Aber mein Platz ist jetzt bei Maxl und bei euch. Das entscheidet."

Schweigend verfolgen sie die Abfahrt des Motorbootes, bis es die Horizontlinie schneidet und verschwindet. Dann kommt auch Thiele Hartmann zurück. Er geht gleich zu seinem Zelt, reißt das Schutzdach vom Eingang weg und faltet es zusammen.

„Was tust du denn?"

„Na, abreißen. Da — guckt doch hin!"

Der Doktor trägt seine Sachen aus dem Blockhaus: Decken, Geschirr, Arbeitssachen.

„Wollt ihr den jetzt etwa allein lassen?"

Da gehen sie an die Arbeit und brechen die Zelte ab.

*

„Dann wären wir fertig, Schorsch, was?"

„Ja, Doktor. Ist ja nicht viel, die drei lumpigen Koffer. Rothschild reist vornehmer!"

„Und du willst wirklich nicht mit, Schorsch?"

„Nein, Doktor, ich kann nicht weg aus Deutschland. Ich will auch nicht! Na, darüber haben wir ja oft genug gesprochen. Ist ja auch alles blödsinnig und zwecklos, das Gerede."

Er tritt mißmutig zwischen die gepackten Koffer. Hinter Grobheit verbirgt er seine Bewegung.

„Du hättest das Theater hier auch nicht nötig gehabt. Du konntest nach München gehen oder nach Rüsselsheim, aber dein blödsinniger Dickkopf macht da eben nicht mit. Je weiter, desto besser. Na schön, nun geht's eben nach Warschau."

„Und daß wir uns trennen müssen, das geht dir weiter gar nicht nahe, Schorsch?"

„Laß mich in Frieden! Drei Wochen geht das nun so. Immer hat man das vor Augen, diese Abreise, und nun fängst du auch noch so an."

„Wenn's nach mir gegangen wäre, säße ich schon drüben. Du weißt ja selbst, daß wir nur noch Maxls Hochzeit abgewartet haben."

„Hm. Der ist nun auch weg. Wenn ich daran denke, daß wir die beiden Frauenzimmer auch noch selbst herausgefischt haben, krieg ich die Wut. Was waren wir für Kerle! Und jetzt? Du lieber Gott!"

Heinz tritt zu ihm ans Fenster, legt ihm den Arm um die Schulter.

„Schorsch . . . noch ist Zeit! Morgen früh erst geht der Zug. Noch kannst du mit. Du findest da drüben irgend etwas. Ein Kerl wie du?! Und für die erste Zeit verdiene ich doch genug. Junge . . . komm mit!"

Aergerlich entwindet sich Schorsch dem Freunde.

„Mach' keine Geschichten! Es geht nicht."

Da gibt es Heinz resigniert auf.

„Na, denn muß ich eben allein . . . schade!"

„Wegen eines Frauenzimmers! Vor vier Wochen hast du noch über Hambacher den Kopf geschüttelt und jetzt . . ."

„Schweig davon! Das verstehst du nicht!"

Ohlendorff antwortet kurz und etwas heftig. Er verträgt es nicht, wenn man daran rührt, auch nicht vom Freunde.

Da klopft es, und Frau Fritzsche, die Aufwartung, kommt herein. Sie ist heute den ganzen Tag in der Wohnung, denn vor dem Auszug des Herrn Doktors gibt's noch allerhand zu tun. Draußen frage ein Herr nach dem Herrn Doktor. Ob sie ihn 'reinlassen solle?

„Ein Herr zu mir? Ich kann doch nicht zwischen gepackten Koffern Besuch empfangen? Was will er denn? Ist's ein Reisender oder so?"

„Weiß ich nicht, Herr Doktor. Sieht aber nicht so aus."

„Dann lassen Sie ihn in Gottes Namen herein, Frau Fritzsche."

„Ist nicht mehr nötig! Ist schon da! S-teht schon mitten im Zimmer!" tönt da eine ruhige, freundliche Stimme.

„Vater Heinrich . . . ja zum Teufel auch! Bist du das . . . oder bist du das nicht?"

„Das bin ich wohl doch, Doktor! Ja, da staunst du! Aber . . . ihr seid wohl bereits mächtig beim Verreisen, was?"

Vater Heinrich läßt sich breit und gemächlich auf das Sofa nieder.

„Aber so fix geht ja wohl der Kahn noch nicht. Schorsch, hol uns mal fix 'n büschen was Nasses. Komm her, mein Sohn, hier hast du bare zehn Mark, sieh zu, daß es ein halbwegs ans-tändiger Rum ist, nicht?"

Mit auffälliger Geschwindigkeit saust Schorsch los. Der Doktor will protestieren. Jetzt mitten im Sommer, nachmittags um sieben Uhr Grog? . . . Aber Vater Heinrich läßt sich gar nicht beirren.

„Das vers-tehst du eben nicht, Doktor. Mit dem Grog ist das wie mit Schäfer Christians großem Schafpelz: gut gegen die Kälte im Winter, gut gegen die Wärme im Sommer. Lachen Sie nicht, werte Dame, das ist Weisheit der Erfahrung!"

„Frau Fritzsche ist mein Name."

„Also schön, Frau Fritzsche, dann sorgen Sie gefälligst für eine gleichmäßige Zufuhr von Wasser, das eine Temperatur von nicht über fünfundachtzig Grad und nicht unter siebzig Grad Celsius haben soll."

Frau Fritzsche sieht den Doktor fragend an. Der nickt ihr zu. Heinz weiß, daß Vater Heinrich mit seinem freundlichen Gleichmut jeden Widerstand in dieser Beziehung niederbricht wie eine Dampfwalze.

„So," lieber Doktor! Und nun rate mal, warum ich hier bei dir sitze, anstatt meine Glimms-tengel von Hamburg aus en gros und en detail zu verteiben, he? Das raten Sie nicht, werter Herr? Na, das ist ja auch ziemlich schwer. Also, ich will's kurz machen: deinetwegen! Das hast du dir nicht träumen lassen, min Jong, was?"

„Ja, aber . . . das ist doch . . ."

„Gar kein Wunder. Denn nun mal S-paß beiseite und ernsthaft geredet! Doktor, ich hab' dir einen großen Vorwurf zu machen."

„Mir?"

Heinz sieht ihn verständnislos an.

„Ja . . . was soll ich denn getan haben?"

„Du bist fahnenflüchtig geworden. Pssst! . . . Laß mich erst mal in aller Freundschaft ausreden. Nachher bist du dran. Da ist mir's denn egal. Da haben wir ja dann schon Grog, wenn ich mich ärgern muß! Aber zuerst bin ich mal dran.

Du warst doch so 'ne Art Häuptling bei uns, Doktor! Ob das nun alles offiziell ausgemacht war oder nicht, ist ganz Wurscht dabei. Du hast den Ton angegeben, weil du ein vernünftiger Mensch warst. Pssst! . . . Ich bin immer noch dran!

Du hast aber nicht bloß draußen auf Falkenau die Gesellschaft am Bändel gehabt, nein, du hast mit Schorsch, Thiele und Maxl darüber hinaus auch so etwas wie 'ne Kameradschaft geführt. Wie ich die Bengels kenne, hätten sie sich für dich in S-tücke hauen lassen. Jawohl, und ich auch. Damit du's nur weißt. Wenn ich auch in Hamburg sitze und ihr sitzt hier. Denn wir haben dich gerne, Doktor, und daran kannst du nun einmal nix ändern."

„Vater Heinrich! Warum erzählst du . . ."

„Halt's Maul. Ich bin noch nicht fertig. Also das geht alles gut und schön bis zum Kladderadatsch. Ich brauch dir ja nichts zu erzählen. Also da läuft uns der Herr Doktor davon, läßt uns sitzen, reist los, läßt hier alles laufen, wie's läuft und verkauft sich ins Ausland, um denen da drüben Wagen zu konstruieren . . ."

„Ich bin nur als Techniker, als Zeichner engagiert! Nichts konstruiere ich."

„Pssst — — ich sage, das ist eben die Fahnenflucht. Nun geht's weiter. Wir wissen alle, daß du irgendeine Erfindung in der Hand hast, mit der was Besonderes los ist. Ich vers-tehe ja davon nichts, aber ich denke mir, da kann man s-päter Wasser tanken ans-tatt Benzin, was?"

Unwillkürlich muß Heinz lachen.

„Nein, das wird's nie geben! Aber es handelt sich tatsächlich um eine Vergaserkonstruktion."

„Na schön, also was mit 'nem Gasapparat. Auch schön. Sag mal, Freund, das willst du wohl nun ans Ausland geben, was?"

Ohlendorff ist aufgesprungen. Seine Augen sprühen jetzt ehrlichen Zorn.

„Das verbitte ich mir auch von dir! Das ist . . ."

„. . . eine Beleidigung," vollendet Vater Heinrich seinen Satz im ruhigsten Tonfall, als handle es sich um ganz belanglose Geschichten. „Na, also das Ehrgefühl ist noch in Ordnung, und von mir, mein Sohn, das laß dir gesagt sein, kannst du überhaupt nicht beleidigt werden, denn ich bin dein Freund. Das, was ich hier mache, das heißt Kopfwäsche. — — Also was willst du mit der Erfindung machen?"

„Drüben sparen, bis ich sie praktisch erproben und zum Patent anmelden kann."

„Wie lange dauert das?"

„Drei, vier, vielleicht auch sieben Jahre."

„Dann bist du verrückt. Außerdem kann ich so lange nicht warten."

„Nicht warten? Aber wieso denn, Vater Heinrich? Was hast du denn damit zu tun?"

„Ich möchte solch Auto kaufen mit deinem Gasautomaten. Aber ich brauch's bald."

„Das verstehe ich nicht."

„Du hast schon immer eine lange Leitung gehabt, wenn sich's um dich selbst handelte. Ich will damit sagen: Du kannst meinetwegen gleich jetzt mit deiner Konstruktion anfangen. Das Geld dafür hab' ich bei mir. Da!"

Vater Heinrich haut einen Pack Scheine auf den Tisch. Es sind Tausender.

„Zehntausend Reichsmark. Gepumpt natürlich. Wenn du willst, kannst du mir sogar 'nen Schuldschein auss-tellen. Aber meinetwegen ist's nicht nötig."

„Du bist verrückt, Vater Heinrich!"

„Möglich. Aber das laß man, bis der Grog kommt. — — Also mit dem Geld fängst du an. 'Ne Werkstatt haben wir auch schon. Thiele Hartmann hat 'nen Schwager in Werder, der wieder besitzt einen Schuppen, in dem du arbeiten kannst, ohne daß dich einer hört oder sieht. Hilfsarbeiter sind auch bereits angenommen. Lauter erprobte und zuverlässige Leute. Du kennst sie übrigens schon. Der eine holt gerade Rum und bleibt verdammt lange, der andere richtet die Werkstatt in Werder bereits fachmännisch ein. Da habt ihr's bis zur Avus nicht allzuweit. Ich war leider zu nichts anderem zu gebrauchen und mußte mich mit der Lieferung von Mammon, Zigarren und Rum zufrieden geben. Na, ich verdien ja auch späterhin ein Heidengeld an der Sache! — — Tja, und nun brauchtest du eigentlich bloß deine Koffer wieder auszupacken und anzufangen. — So, jetzt bin ich fertig. Nun rede du mal ein büschen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Zauderer

Eine humorvolle Kriminalgeschichte von Hermann Knothe

Gerhard Binding schickte sich gerade an, zu Bett zu gehen, als es klingelte. Mit der Bedächtigkeit und Vorsicht des alten Junggesellen schlürfte er zur Flurtür, lugte durch das Guckloch, erkannte seinen Freund Weinmeister und öffnete mit einem Aufatmen der Erleichterung. „So spät?"

„Na, na, alter Einsiedler. Es ist erst neun Uhr."

„Am Abend, weißt du ja, ist wenig mit mir . . ."

„Weiß schon. Aber ich brauche Geld . . ."

„Tut mir leid. Außer ein paar Mark in der Tasche habe ich keinen Pfennig im Hause."

„Erlaubst du mir, daß ich nähertrete? Oder muß alles an der Flurtür verhandelt werden?"

„Wenn's sein muß, komm rein!"

Weinmeister trat in das Doppelzimmer, das die Wohnung seines alten Freundes ausmachte, setzte sich bequem, veranlaßte Binding, auch Platz zu nehmen, und holte ein kleines Schächtelchen aus der Tasche.

„Ich brauche morgen eine größere Geldsumme für — na, so rein weltliche Dinge interessieren dich Heiligen ja nicht. Bin aber blank. Da habe ich von der Bank das letzte Wertstück geholt, das ich besitze. Einen Brillanten — du wirst ihn gleich sehen —, ungefaßt; Erbstück. Du wirst so liebenswürdig sein, mir zu sagen, was er wert ist, was du mir dafür geben kannst."

„Ein letztes Erbstück verkauft man in höchster Not und nicht, um irgend einer Laune . . ."

„Ich habe dich um Geld, nicht um Rat gebeten, Gerhard. Willst du mir die Gefälligkeit erweisen oder nicht?"

Binding zuckte zusammen und öffnete das Kästchen. „Herrliches Stück, kapitales Stück!" murmelte er.

„Das erste vernünftige Wort, das aus deinem Munde kommt."

Binding betrachtete den Stein eine lange Weile. „Werde — dir — das Geld — schicken," ließ er endlich hören. „Schade um die Mordssumme."

„Na, endlich. Bin froh, daß ich das Ding los bin. Vom Augenblick an, wo ich es aus dem Geldschrank geholt habe, verfolgen mich da zwei finstre Gesellen . . ."

„Ach so?!" fauchte Binding. „Und da ist es dir lieber, sie brechen bei mir ein, als daß sie dich überfallen . . ."

„Beruhige dich doch, alte Heulsuse! Ich habe sie in die Irre geführt. Meine Fährte haben sie verloren, und kein Mensch weiß, daß ich bei dir oben bin. Wenn sie einbrechen wollen, dann tun sie das bei mir."

„Und wenn du dir das nur einbildest? Wenn sie unten stehen?"

Weinmeister machte kurzen Prozeß. Stand auf, griff nach seinem Hut, ging zur Flurtür und war mit einem verächtlichen: „Al—ter Zau—de—rer!" die Treppe hinunter.

*

Der Goldschmied blieb mit seiner Wut allein. Er schimpfte und fluchte. Endlich entschloß er sich, die Flurtür gut zu verriegeln und seine angefangene Beschäftigung des Sich-Auskleidens fortzuführen. Er begab sich in eine Nische am Ende des Schlafraums, sein Badezimmer, um sich zu waschen.

Kaum hatte er die Hände ins Wasser getaucht, da fiel ihm der verflixte Stein wieder auf die Seele. Das Schächtelchen lag auf dem Nachttisch. Fortwährend vor sich hinbrummend, nahm er den Brillanten heraus, ging zum Waschraum zurück und legte den Edelstein von ungewöhnlicher Größe vor sich auf das Waschbecken, damit das Wertstück nicht aus den Augen gelassen werde.

Er zog die Unterjacke aus und nahm die Seife zur Hand, um den Oberkörper zu bearbeiten.

Merkwürdig, wie kalt es war! Von irgendwoher zog es Binding auf dem nackten Rücken. Aergerlich drehte er sich um.

„Rühr dich nicht von der Stelle oder ich schieße!" Ein Mann, dessen Gesicht von einer Larve bedeckt war, drohte mit dem Revolver. Ein zweiter, über den Händen Gummihandschuhe, verdichtete und verhängte das Fenster, aus dem man, um einsteigen zu können, eine Scheibe herausgeschnitten hatte.

„Wo hast du den Stein?" herrschte der Revolverträger Binding an.

„Was für einen Stein?" fragte der Goldschmied.

„Mach doch keine langen Geschichten mit dem Urgroßvater!" knurrte der Partner am Fenster. „Der gibt uns jetzt stundenlange Rätsel auf, und mittlerweile passiert sonst etwas. Hau ihm eine über den Schädel und — fertig."

Binding versuchte zurückzuweichen, aber der Rand des Waschbeckens, an dem er lehnte, bohrte sich ihm schon in den Körper. Er griff nach rückwärts — es fehlten ihm noch wenige Sekunden —, dann fühlte er einen Schlag auf den Kopf und verlor die Besinnung.

Als er wieder zu sich kam, sah es in seinem Schädel nicht toller aus als in seiner Wohnung. Von den Einbrechern selbst war nichts mehr zu sehen, aber das nächtliche Gastspiel hatte seine Spuren hinterlassen.

Alle Schubfächer waren aufgerissen und durchwühlt. Das Bett lag, in einzelne Teile auseinandergenommen, auf dem Boden. Aus den Stühlen hatte man das gesamte Sitzfutter herausgezerrt. Alle Behälter waren aufgebrochen. Die Wände standen nackt da; die Tapeten hingen in langen Fetzen davon ab. Die Möbel starrten mit den Beinen nach oben zur Decke.

Binding konnte sich nicht rühren und nicht rufen. Während einiger Augenblicke nahm sein Bewußtsein die tolle Verwüstung der Räume auf, die im Dämmer der künstlichen Fensterverkleidung lagen. Dann verfiel er wieder in einen ohnmächtigen Schlaf.

Er erwachte aufs neue von lauten Schlägen und Rufen an der Flurtür. Dann wurde die Tür unter fürchterlichem Getöse erbrochen. Bindings Lehrbube, den das Ausbleiben des pünktlichen Alten beunruhigte, hatte den guten Freund Weinmeister herbeigeholt. Jetzt stürmten die beiden in die demolierten Räume. Weinmeister riß die Lappen herab, mit denen der nächtliche Besuch die Fenster verdeckt hatte.

Grelles Vormittagslicht fiel auf die Trümmerhaufen, in die Bindings schmucke Einrichtung verwandelt worden war. Weinmeister entdeckte seinen armen Freund am Boden, eilte hin und half ihm, sich zu erheben.

Weinmeister war verzweifelt, fassungslos. Er stammelte unsinnige Sätze vor sich hin, in denen er seinen Freund um Verzeihung zu bitten suchte.

„Dem Himmel sei Dank daß sie dir wenigstens das Leben gelassen haben, Gerhard!" brach er schließlich hervor.

Binding schwieg noch immer. Er begann einzelne Glieder zu rühren. Er bewegte die rechte Hand, führte die innere Handfläche an die Augen.

„Du bist verwundet!" rief Weinmeister.

Das Handinnere war bös zugerichtet.

„Die Sei—fe!" befahl Binding.

„Mensch, Gerhard," rief Weinmeister, „da hilft doch keine Seife! Junge, renn in die Apotheke nach Tonerde!"

Als die beiden Männer allein waren, überkam Weinmeister wieder Verzweiflung.

„Gerhard, vergib mir! Und laß dir's nicht nahegehen. Das Zimmer kann wieder zusammengeflickt werden, und ohne den Brillanten werde ich nicht verhungern. Wenn es auch mein Letztes war . . . — Vielleicht findet ihn die Polizei wieder," fügte er unsicher hinzu.

„Die Seife!" befahl Binding hartnäckig, und machte Anstalten, sich zu erheben.

Sollte er wahnsinnig geworden sein durch den Schrecken? dachte Weinmeister. Er holte die Seife vom Waschbecken.

Der Goldschmied begann die Geschichte des Ueberfalls zu erzählen.

„In den Sekunden," schloß er, „die mir zwischen der Drohung des Angreifers und dem Schlag auf den Kopf blieben, war ich mit dem Rücken an den Rand des Waschbeckens angepreßt, die Arme nach hinten zurückgebogen. In der rechten Hand hatte ich die Seife. Dicht dabei in der Seifenmulde lag der Brillant. Die Vorsehung selbst hatte die beiden Gegenstände zusammengefügt. Die Verbrecher konnten nicht sehen, was hinter meinem Rücken vorging. Mit schrecklicher Anstrengung preßte ich den Edelstein in die Seife, bis keine Spur blieb."

Weinmeister fuhr wie elektrisiert auf. Sein Blick fiel voller Rührung auf die rechte Hand des Zauderers. Die war wohl auf lange Zeit hinaus, durch die unmenschliche Kraftübung, die sie vorgenommen hatte, untauglich.

Aber der Brillant fand sich unversehrt in der Seife.

Brüder an der Memel

Skizze von Gerhard v. Gottberg

Unwirsch sitzt Peter Geygster in seiner Kammer. Er, der schwerwüchsige Mensch, dem das Blut nur langsam wallt, ist seltsam unruhig. Da war der Mann der Partei eben da, hat auf ihn eingeredet, gedroht, gewarnt. Er solle nicht zur Sitzung gehen, er habe nur eine Pflicht, Wahrnehmung der Interessen seiner Gruppe. Der Landtag möge ohne ihn verhandeln.

Peter Geygster ist wie wirr im Kopf, hat nur unsicher gestammelt: „Aber wenn wir fehlen, dann sind wir beschlußunfähig, und der Litauer siegt!" — „Was is dat schon!" hat der andere gelacht, „wenn er nur bezahlt!"

Drei Briefe liegen vor Peter Geygster, dem Abgeordneten des Memeler Landtags und Arbeiter im Gaswerk. Drei fordernde, bittende und drohende Schreiben. Die Partei erklärt ihm: „Fortbleiben von der Sitzung!" Der Litauer Amtmann schreibt: „Sollten Sie fernbleiben, wird für Sie eine Meisterstellung im Werk frei werden, sonst wird man Sie entlassen müssen!" Und die anderen: „Es geht um unsere Memelheimat, um das Deutschtum. Wir rufen Sie als Kameraden der alten Front von 1914 zur neuen . . . deutschen Front unseres bedrängten Volkstums!"

Peter Geygster nimmt unwirsch die Mütze. Es ist ja klar, was er zu tun hat. Die Partei befiehlt eben . . . und die geht vor! Doch da ist etwas anderes in ihm, das bohrt und bohrt. Ist man auch bettelarm, frißt man Hungerlöhne, unbewußt schleppt man ein Erbe von Vater und Mutter mit sich . . . das deutsche Blut.

Langsam schlendert er durch die Straßen. An der Kneipe drüben lesen sie eine Verordnung in litauischer Sprache. Aber die meisten verstehen das nicht. Und einer, Gelegenheitsarbeiter vom Holzhof, schimpft: „Dat is nu Polenie! Wat da steht, vasteht ma nich, un dann jibt's Gitterstäbe! Deutsch müßte dat jeschrieben werden!" Peter hört ihm zu. Ja, aber wenn nun der Landtag noch mehr zerpreßt wird? Ist Deutschsein nicht der beste Hort für alle?

In der Seegasse steht ein Möbelwagen. Und Peter Geygster denkt daran, daß der alte Lehrer dort wegzieht, ausgewiesen ist. Der hatte für jeden Armen ein Herz, aber sein Herz war deutsch, und das ist heute ein Verbrechen.

Er geht zum Wasser, sitzt mit starrem, verbissenem Gesicht. Das Blut pocht ihm an den Schläfen. Das Mandat niederlegen, denkt er grollend. Doch da packt ihn die Wut. Hat er nicht damals an der Westfront vier Jahre ausgehalten? Unteroffizier ist er geworden, und in seiner Kammer hat er noch irgendwo das EK I. Ist er damals zurückgeschreckt vor der Tat?

Ein Bild steht vor ihm: Geiser und Fontänen von Stahl und Rauch und Feuer gluten ringsum. Trichter schlammen mit gierigen Krallen nach denen, die der Stahltod noch nicht faßte. Dreimal ist er durch die Einöde als Melder hin und her, daß ihm das Blut die Adern zu sprengen schien und er vor Entsetzen mit sich ein Ende hätte machen können. Und da ist es doch, das Bild, das er nicht los wird. Einer schrie nahe in einem Trichter. Er fand ihn, zog den Versinkenden aus dem Schlamm. Und dann hat er, so wie jetzt, in Erstarrung gesessen, einen Sterbenden gehalten. Letzte gestammelte Worte von einem Hof, von einem weiten Strom im Norden . . . Auch ein Memelländer war's! Er hatte sich abwenden wollen, doch da schrie jener noch einmal: „Mutter, deine Heimat!"

Wie lange er damals dem Toten noch Wache hielt, er weiß es nicht, nur er empfand zum erstenmal, daß man auch, wenn ein fremder Kamerad stirbt, einen Bruder verliert. Und nun . . . nun soll er, der Gasarbeiter Geygster, durch sein Fernbleiben die Heimat sterben lassen, die doch sein bester und letzter Kamerad ist? —

Am nächsten Tag steht er wieder vor den Feuertüren im Gaswerk, schaufelt Kohlen. Da sind Kollegen, die ihn fragend anstarren: „Gehst du?" Da sind aber die meisten, die zu deutsch fühlen für solche Zweifel.

Draußen schlägt die Werksuhr. Es ist Zeit. Jetzt werden die Litauer schon ihren Polizeikordon um den Landtag ketten, um das deutsche Freiwild, als sei es pestverdächtig, von der Außenwelt abzuriegeln.

Der Werkmeister, auch ein Fremder aus Kowno, kommt: „Peter! Nächste Woche gibt's doppelten Lohn, wenn . . ." Und er zwinkert mit den Augen. Da packt es ihn, rote Wut flammt in sein Gesicht, mit heiserer Stimme kommt es heraus: „Nichts da . . . Schicht mach ich . . . ich bin deutsch und gehör' zu meinen Kameraden!"

Der Litauer tobt, verweigert ihm Urlaub, doch Peter Geygster lacht: „Rausgeschmissen also, na, wenn schon . . . ich geh' doch!" Und er stapft im Arbeitskittel zum Landtag. Er muß immer daran denken, was ihm vor Jahren ein Freund sagte: „Einmal waren wir gesund und ein Volk. Dann bekamen wir Wunden. Und das deutsche Volk wurde ein großes Lazarett, wo man auf schwarzen Tafeln als Krankheitsart die Partei vermerken müßte!" — Peter Geygster aber will nicht mehr krank sein!

Unten am Landtag will der Litauer ihn nicht einlassen. Er hat seinen Ausweis vergessen. Peter Geygster wird wütend, als Polizeibeamte ihm den Weg vertreten, er bricht sich Bahn. Als letzter erreicht er den Saal: „Kameraden! Hier bin ich, ich gehör' jetzt auch zu unserer, zur deutschen Front an der Memel!" — —

Irgendwo, weitab vom Memelland, in Litauen sitzt der Gasarbeiter wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt nun hinter Gittern. Er weiß, man wird ihn auf Jahre einkerkern. Um so mehr jetzt, da seine Arbeitskollegen Mann für Mann ihm folgen, da die Krankheit gewichen ist und Deutscher sich wieder zum Deutschen gesellt. Still sitzt Peter Geygster in seiner Zelle, doch ein Leuchten ist in seinen Augen, als unbekannter Kamerad eines Sechzigmillionen-Volkes darf er an deutschem Schicksal wieder mittragen . . . bis auch an der Memel wieder deutsches Volkstum atmen darf . . . und dann erst recht!

Diese Dichter!

Lustige Anekdoten

Raabes Frack

Nach schwerer Mühe war es den Freunden gelungen, Wilhelm Raabe zur Annahme einer Feier anläßlich seines 70. Geburtstages zu bewegen. Noch größere Mühe machte es aber dem Justizrat Engelbrecht, Raabe einzureden, sich für diese Feier, an der hervorragende Persönlichkeiten des Deutschen Reichs teilnahmen, ja, zu der auch Vertreter aus Amerika kamen, einen neuen Frack bauen zu lassen. Schließlich gab der Starrkopf brummend nach.

Die Feier im alten ehrwürdigen Rathaus zu Braunschweig verlief über die Maßen erhebend. Als sie dann einige Wochen später in der Herbstischen Weinstube besprochen wurde und jeder etwas besonders Herrliches hervorhob, lächelte auch Meister Raabe vergnügt vor sich hin und sagte:

„Und es war doch mein alter Frack!"

Otto Erichs Schaffenslust

Otto Erich Hartleben hatte vom Berliner Lessing-Theater das Angebot erhalten, gegen eine Jahresrente von 1800 Mark die Verpflichtung einzugehen, alle seine noch entstehenden Dramen dort zuerst einzureichen.

„Nun — wirst du dich binden?" fragten ihn einige Freunde.

Darauf Otto Erich mit dem sonnigsten Lächeln:

„Kinder! Noch drei solcher Kontrakte — und ich rühr' im Leben keine Feder mehr an!"

Peter Hille als Krösus

Einmal hatte Peter Hille für ein Schiller-Festspiel 200 Mark bekommen. Reich wie Krösus setzte er sich mit dieser Summe auf die Bahn und fuhr nach Hamburg, wo er dann mit seinen Freunden Liliencron, Dehmel und Falke das Geld bald klein getriegt hat. Mit dem letzten Rest in Höhe von 5 Mark reiste er dann nach Berlin zurück.

Kurz darauf besuchte ihn ein Freund und findet ihn wieder völlig abgebrannt.

„Was hast du denn mit den letzten fünf Mark gemacht?"

„O — dafür habe ich mir ein Pfund Spargel gekauft, das kostete gerade fünf Mark," sagte Peter vergnügt lächelnd.

Es war mitten im Winter. Die Spargel lagen halb verfault auf einem Stuhl, denn zu den Zutaten hatte das Geld nun nicht mehr gereicht.